

# Münsterland zu Fuß



WHB

## Hauptwanderweg X18

Von Rheine nach Lienen  
auf einer Länge von 114 Kilometern

# 18

## Die Entdeckung der Gegensätze auf dem Tecklenburger-Land-Weg

von Thomas Starkmann

Der direkteste Weg ist es bestimmt nicht. 114 Kilometer für eine Strecke, deren Luftlinie gerade mal 40 Kilometer beträgt, das deutet auf einige „Umwege“ hin. Doch wer heute zu Fuß unterwegs ist, will in den seltensten Fällen schnurstracks von A nach B gelangen, sondern Natur und Kultur am Wegesrand genießen. Und dafür lohnen sich die vielen Schlenker allemal. Denn nicht zuletzt sie sind es, die den Wanderweg X18 zwischen Rheine und Lienen so attraktiv machen.

Trotz seiner 114 Kilometer Länge verlässt der Wanderweg den Kreis Steinfurt nur ein einziges Mal, um sich für rund 500 Meter auf niedersächsisches Terrain zu wagen. Abgesehen von den ersten Kilometern bewegen wir uns im Altkreis Tecklenburg, der 1975 im Zuge der Gebietsreform im Kreis Steinfurt aufging. Steinfurt, das klingt schwer nach Münsterland. Doch wer in Hörstel, Recke oder Lengerich wohnt, weist das weit von sich. Dort fühlt man sich dem Tecklenburger Land zugehörig.

Der X18 hat eine markante Zweiteilung. Von der Ebene ins Hügelland, von Sand zu hartem Gestein, von offener Landschaft zum Wald – die Reihe der Gegensätze ließe sich fortsetzen. Etwas mehr als die Hälfte der Strecke, von Rheine bis Mettingen, geht als reine „Flachetappe“ durch. Danach wird die Kondition des Wanderers auf eine härtere Probe gestellt.

Die Zweiteilung spiegelt sich im Landschaftsbild wider. Die offene, teilweise intensiv genutzte Agrarlandschaft, gelegentlich unter-

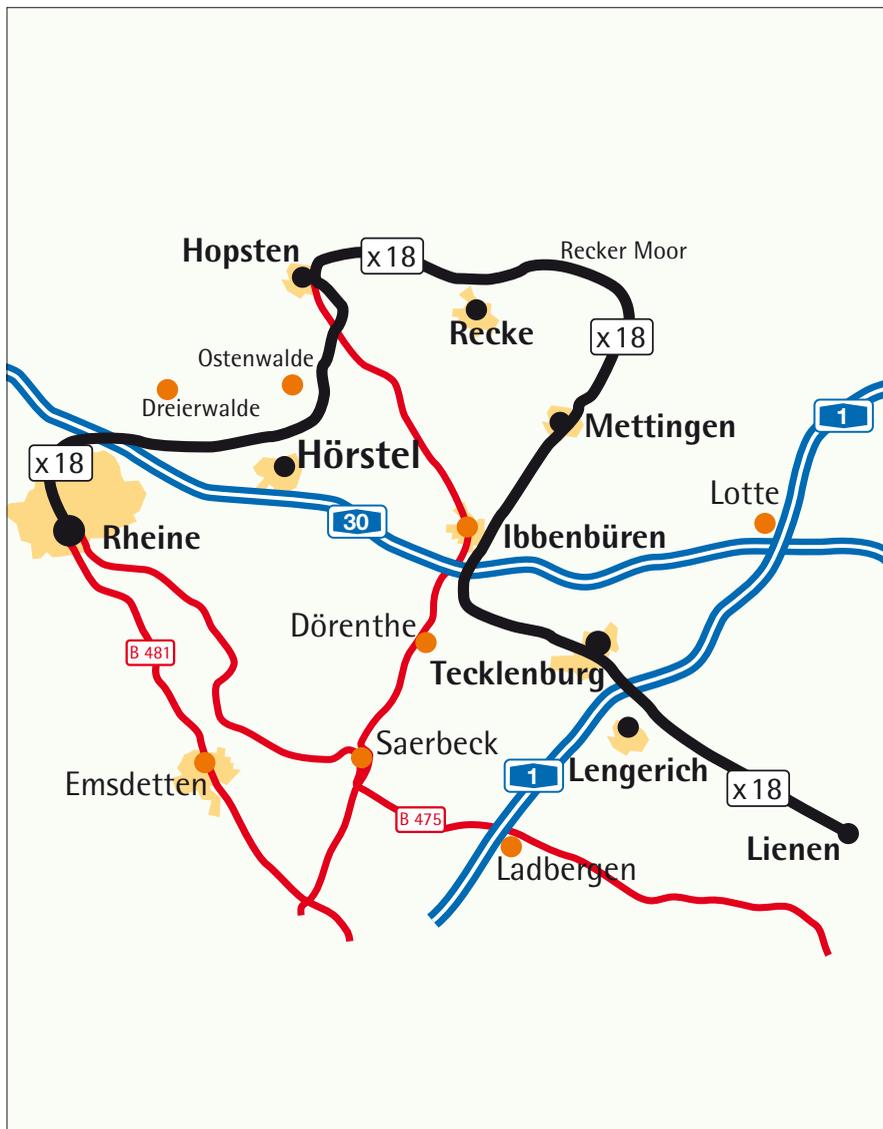


brochen durch Heide und Moor als kulturlandschaftliche Relikte vergangener Zeiten, geht über in eine Hügellandschaft, in der der Wald die Vorherrschaft übernimmt. Doch die nordwestlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes sind viel zu schmal, um den Wanderer dauerhaft in den Schatten von Buchen, Eichen oder Fichten zu verbannen. Immer wieder verlässt der X 18 den Wald und ermöglicht so weite Ausblicke. Und ganz am Ende des Weges ist der Wanderer wieder da, wo er angefangen hat – im flachen Münsterland.

### Ein „Dreiklang“ zu Beginn

Startpunkt des Weges ist der Marktplatz in Rheine. Die mit 76000 Einwohnern größte Stadt des Kreises Steinfurt mit dem historischen Falkenhof als Keimzelle ist zugleich das wirtschaftliche Zentrum der Region. Wir verlassen die Stadtmitte in nördlicher Richtung und werden dabei von zwei Wasserläufen „in die Zange genommen“, durch die in beiden Fällen Emswasser fließt. Linker Hand liegt ein Kanal, auf der rechten Seite fließt die Ems höchst selbst. Der Kanal gehört

## Wanderung von Rheine nach Lienen im Kreis Steinfurt



X 18	ca. 114 km
Rheine, Markt	0,0
Saline	2,5
B 70	6,9
Dortmund-Ems-Kanal	10,0
Schleuse Altenrheine	12,0
Hof Breulmann	17,2
Hörsteler Aa	21,6
Herthasee	25,4
Großes Heiliges Meer	30,1
Hopsten, Markt	36,1
Treffen X 13	45,9
Recker Moor	52,3
Mittellandkanal	54,7
Mittellandkanal, Brücke	59,6
L 595	64,6
Mettingen, Tüöttenmuseum	70,1
Großer Tannenkamp	74,1
Ibbenbüren, Aasee	80,0
Blücherfelsen, Treffen Hermannsweg	85,5
L 504	89,0
Tecklenburg, Markt	94,0
Kleeberg	100,7
Abzweig X 1648	102,9
Felsenquelle	108,4
Lienen, Haus des Gastes	114,3

zu den weniger bekannten Konstruktionen eines Architekten, den man eher mit so bedeutenden Bauwerken wie dem Schloss in Münster oder Haus Rüschaus in Verbindung bringt. Kein geringerer als der berühmte Barockbaumeister Johann Conrad Schlaun war zuständig für den Bau des Wasserlaufes, der 1744 in Betrieb ging. Seine Funktion erschließt sich dem Wanderer erst kurze Zeit später. Bis dahin führt der Weg durch eine Eichenallee aus dem 19. Jahrhundert und passiert „Two green windows“, ein Objekt der Skulpturbieniale Münsterland 2001. Nach kaum einer halben Stunde ist ein Naherholungsgebiet erreicht, das die Wanderung entweder vorzeitig ins Stocken bringt oder zum baldigen Wiederkommen verführt. Auf

engem Raum locken mit Naturzoo, Saline Gottesgabe und Kloster Bentlage drei höchst unterschiedliche Attraktionen. Der von cleveren Werbestrategen so getaufte „Rheiner Dreiklang“ ist ein stadtnahes Erholungsgebiet mit einer Anziehungskraft, die weit in die Region hineinstrahlt. Während akustisch die teilweise exotischen Zoobewohner auf sich aufmerksam machen, fällt optisch vor allem ein ungewöhnliches Bauwerk auf, das im Münsterland einzigartig ist. Das imposante Gradierwerk der Saline Gottesgabe ist das auffälligste Zeugnis der Salzgewinnung, die in Rheine schon seit dem Jahr 1022 belegt ist. Ein Gang über die früher fast 300 Meter lange, mittlerweile unterbrochene Anlage vermittelt einen guten Eindruck von der so

genannten Tropfdorngradierung, mit der die Konzentration der Sole verdoppelt werden konnte, was die anschließende Versiedung im benachbarten Siedehaus erst rentabel machte. Das Wasser tröpfelt durch die Füllung aus Schwarzdorn (Schlehe), ein heimischer Strauch, der wegen seiner sparrigen Verzweigung eine große Oberfläche hat, über die das Wasser besonders gut verdunsten konnte. Zurück bleibt ein grülicher Überzug aus Kalk, der als Dornstein bezeichnet wird.

Der bereits erwähnte Salinenkanal, von der Ems gespeist, lieferte das Wasser für die Mühle, mit deren Hilfe die Sole aus der Tiefe gefördert wurde. Es würde zu weit führen, Technik und Geschichte der Saline, die zur

Salzgewinnung und später auch zu Kurzwecken genutzt wurde, hier im Detail zu erläutern, auch wenn beides überaus spannend ist. Die „Salzroute“, einer von drei Themenwegen innerhalb des Salinenparks, gibt dazu umfassende Erläuterungen. Vor allem in Münster behauptete sich das Gottesgaber Salz lange gegen die oft preiswertere in- und ausländische Konkurrenz, vor allem wegen seiner hervorragenden Qualität, über die der Baumeister der Saline, Joachim Friedrich von Beust, bemerkte: „Was unserem Salz den Vorzug gibt, ist seine Reinheit und Helle. So ist mir lieb, daß das Volk aus Erfahrung sieht, was vor eine Differenz in der Qualität gegen andere Salze sey.“ Der im Zuge der Regionale 2004 neu gestaltete Salinenpark mit einer alten Tanzlinde hat seinen Ursprung in einem Kurpark, der Ende des 19. Jahrhunderts angelegt wurde, als der Kurbetrieb rund um die Saline an Bedeutung gewann.



Einzigartig im Münsterland: Die Saline Gottesgabe mit dem Gradierwerk.

Einen guten Abnehmer hatte das Salz sicher auch in dem nur wenige Schritte entfernten Kloster Bentlage. Der Weg dorthin führt an einem Wäldchen vorbei, das 1738 als barocker „Sternbusch“ angelegt wurde. Wahrscheinlich nutzte Fürstbischof Clemens August ihn als Jagdrevier, wenn er auf seinen Reisen zum Jagdschlösschen Clemenswerth bei Sögel im Emsland Zwischenstation in Bentlage machte. Von den ursprünglich sternförmig angeordneten, vierachsigen Jagdschneisen sind heute noch die beiden Diagonalachsen sichtbar.

Kloster Bentlage wurde 1437 von den Kreuzherren gegründet, einem Orden, der nach der Augustinerregel erlebte. Es hatte seine Blüte im 16. Jahrhundert. Die Klosterchronik beschreibt, warum es sich hier angenehm leben und wirtschaften ließ, schließlich fanden die Mönche hier alles, was sie brauchten: „...Raum für Gebäude, Wälder für Holz, Steine, Sand und Kalk zum Bauen, Lehm für Ziegelsteine, Dachziegel und Wände, Holz und Soden für das Feuer, Äcker für Getreide, Wiesen für Gras, Weiden für das Vieh, Flüsse für Fische und alles Lebensnotwendige, Blumen für die Bienen und Wachs, Triften für Schafe und Salz in Gruben.“ So verwundert es nicht, dass das Kloster, das 1803 säkularisiert wurde und seit 1978 im Besitz der Stadt Rheine ist, noch heute von einer abwechslungsreichen Kulturlandschaft umgeben ist, in der sowohl die Klostermönche als auch später die feudalen Schlossherren ihre Spuren hinterlassen haben. Eine Schäfferei, Weide- und Ackerflächen sowie Fischteiche zeugen von den landwirtschaftlichen Aktivitäten der Mönche. Das

ehemalige Wirtschaftsgebäude ist heute ein Ausstellungsraum. Auch das Kloster selbst ist ein Ort für vielfältige kulturelle Aktivitäten.

Wir verlassen das Kloster entlang einer schönen Buchenallee, die uns in den Bentlager Wald hineinführt. Die Allee endet an der Ems. Für rund 500 Meter folgt unser Weg Deutschlands kleinstem Strom, der zudem

noch ein „quellechter“ Westfale ist. Von ihrem Ursprung in der Senne am Fuße des Teutoburger Waldes bis hier nahe der Grenze zu Niedersachsen hat die Ems rund die Hälfte ihres insgesamt 371 Kilometer langen Laufes zurückgelegt. Dabei hat sie sich, eine für Mitteleuropa einmalige Besonderheit, fast durchweg in einen sandigen Untergrund gegraben. Der wiederum ist so gut was-

Das ehemalige Wirtschaftsgebäude des Klosters Bentlage ist heute Ausstellungsraum.





An der Schleuse in Altenrheine.

serdurchlässig, dass, wie hier im Bentlager Busch, im episodischen Überflutungsbereich der Ems auch die Buche wächst, die Auwälder sonst meidet, weil sie mit den Füßen nur ungnern im Nassen steht.

Die Ems hat sich nicht nur in den Sand gegraben, sie hat ihn auch immer wieder verfrachtet und bei Hochwasser über die angrenzenden Gebiete gespült. Vor allem während der letzten Eiszeit, als lediglich eine

karge Tundravegetation den Boden bedeckte, gerieten diese Sandmassen durch Wind immer wieder in Bewegung und wurden vielerorts zu Dünen aufgeweht. Vor allem für die Herstellung von Kalksandstein sind die Sandvorkommen entlang der Ems ein begehrter Rohstoff. Auch der in die bewaldete Dünenlandschaft eingebettete See, an dessen Ufer wir nach Überquerung der Ems entlang wandern, entstand durch eine Sandabgrabung.

Die Späte Traubenkirsche stammt ursprünglich aus Nordamerika.



## Verkehrswege aller Art

Wir verlassen die Dünen und beenden damit den kurzen Abstecher auf niedersächsisches Gebiet. Es geht durch Gewerbegebiete, deren Attraktivität auf dem nahen Autobahnanschluss zur A 30 beruht und die sich immer weiter in die Landschaft fressen. Für Wanderer ist der Abschnitt deshalb weit weniger attraktiv. Das ändert sich paradoxerweise erst, als wir eine weitere wichtige Verkehrsachse des Münsterlandes erreichen, den Dortmund-Ems-Kanal. Die 1899 eröffnete Wasserstraße verbindet auf 226 Kilometer Länge das östliche Ruhrgebiet mit dem Seehafen Emden und ist ein beliebtes Ziel für Spaziergänger und Radwanderer. Während der südliche Kanalabschnitt seit einigen Jahren ausgebaut wird, herrscht hier in Altenrheine noch Ruhe. Das kann sich allerdings ändern, denn auch auf dem Teilstück zwischen Rheine und Lingen ist eine Modernisierung geplant. Betroffen sind aber vor allem veraltete Schleusenanlagen. Dazu gehört die Schleuse Altenrheine, über die wir den Kanal queren, allerdings nicht. Sie wurde 1974 erbaut und 1994 modernisiert. In einer Viertelstunde überwinden die Schiffe hier einen Höhenunterschied von 3,60 Metern.

Autobahn und Kanal – da darf die Schiene als dritter wichtiger Verkehrsträger natürlich nicht fehlen. Die Tecklenburger Nordbahn, der wir unterwegs noch häufiger begegnen, nahm 1905 als 1000mm-Schmalspurbahn den Betrieb auf. Drei Stunden dauerte damals die Fahrt durch das nördliche Westfalen vom Piesberg bei Osnabrück über Westerkappeln, Mettingen, Recke und viele weitere, oft abseits gelegene Bahnhöfe, nach Rheine. Dennoch brachte die Eisenbahn der Region einen erheblichen Aufschwung. 1935 erfolgte die Umrüstung auf Normalspur und damit der Anschluss an das allgemeine Schienennetz. Ihre Glanzzeit hatte die Nordbahn nach dem 2. Weltkrieg, als die Fahrgastzahlen auf einen Höchststand stiegen. Danach ging es bergab. Der zunehmende Individualverkehr ließ die Fahrgastzahlen rapide schrumpfen.

Erst wurde der Personenverkehr auf dem Abschnitt von Osnabrück nach Recke eingestellt, 1967 dann auch zwischen Recke und Rheine. Seitdem verkehren nur noch Güterzüge auf der Strecke, der damit aber immerhin das Schicksal vieler kleiner Bahnlinien erspart blieb, die gänzlich aufgegeben wurden. Noch immer haben zahlreiche Firmen wie der Autohersteller Karmann in Rheine direkte Gleisanschlüsse. Seit einigen Jahren

wird sogar Wiederaufnahme des Personenverkehrs diskutiert.

Während wir parallel zur Bahnlinie wandern, durchqueren wir auch eines der wenigen größeren Waldstücke in der Gegend. Vorherrschende Baumart ist, wie fast überall auf den leichten Sandböden, die Kiefer. Sie ist hier, wie in vielen anderen Bereichen der nordwestdeutschen Tiefebene, vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Kultivierung von Heideflächen angepflanzt worden. Die Wälder, die sich daraus entwickelt haben, sind artenarm. Faulbaum und Vogelbeere wachsen in der Strauchschicht, während der Boden von Pfeifengras, Schlängelschmiele, Heidelbeere und einer oft dichten Moosschicht bedeckt ist. Als Neubürger hat sich die Späte Traubenkirsche breit gemacht, die aus Nordamerika stammt und Anfang des 20. Jahrhunderts im großen Stil in Kiefernforsten als vermeintlicher Bodenverbesserer angepflanzt wurde. Mittlerweile hat sie sich verselbständigt und ist zur Problempflanze geworden, weil sie sich über Ausläufer stark ausbreitet und die natürliche Verjüngung des Waldes hemmt. Da, wo der Kieferschirm aufgelichtet ist, wachsen viele junge Birken heran und deuten die Entwicklung zu einem Eichen-Birkenwald an, der hier die natürliche Vegetation bilden würde. Eine kleine Besonderheit entdecken wir am Waldrand. Dort steht ein alter Wacholderbusch, vermutlich Relikt aus einer Zeit, in der Schafherden durch die damalige Heidelandschaft zogen. Seine aromatischen Nadeln erwiesen sich dabei als Konkurrenzvorteil, denn selbst die wenig wählerischen Schafe fanden an ihnen keinen Gefallen und knabberten lediglich an den frischen Trieben.

### Salziger Fluss und Heiliges Meer

Wir befinden uns im Hörsteler Feld, wobei der Begriff „Feld“ sich wohl vom niederländischen „veld“ (= Heideland) ableitet und einen von Siedlungen und Äckern abgelegenen Gemarkungsbereich in meist baumarmen Gelände bezeichnet. Ungefähr so müssen wir uns die Landschaft hier vor 200 Jahren auch vorstellen: Ausgedehnte Heideflächen, von schmalen Wegen und Pfaden durchzogen und lediglich von vereinzelt eingestreuten Wirtschaftsflächen unterbrochen – für Naturromantiker eine Augenweide, für die ansässige Bevölkerung ein hartes Brot. Die auf alten Karten zahlreich eingezeichneten Schafställe zeugen vom ärmlichen Heidebauerntum, mit dem das karge Land bewirtschaftet wurde. Erst die Markenteilungen im 19. Jahrhundert, bei der das bis dahin in



Im Naturschutzgebiet Heiliges Meer hat sich ein Rest der ehemals ausgedehnten Heidelandschaft erhalten.

gemeinschaftlichen Besitz befindliche Land unter den Bauern aufgeteilt wurde, und die Erfindung des Kunstdüngers ermöglichten eine intensivere landwirtschaftliche Nutzung. Nach und nach wurde die Heide in Kultur genommen oder aufgeforstet, wofür auf den ausgelaugten Sandböden nur die anspruchslose Kiefer in Frage kam, die hier eigentlich nicht heimisch ist. Von der Heide ist heute bis auf wenige Reste an Waldrändern kaum noch etwas zu sehen.

Die Hörsteler Aa überrascht mit einer relativ starken Wasserführung. Die ist aber alles andere als natürlich. Denn das Flüsschen mit den vielen Namen, das an der Quelle noch Ledder Mühlenbach, später Ibbenbürener Aa und an der Mündung in die Ems schließlich Speller Aa heißt, hat einen Zufluss, der im wahrsten Sinne des Wortes „gesalzen“ ist. Die Grubenwasser aus dem Ibbenbürener Steinkohlebergbau münden in die Aa und erhöhen nicht nur deren Wassermenge beträchtlich, sondern bescheren ihr auch eine Salzfracht von täglich 600 Tonnen Chlorid, die beim Abbau der Kohle freigesetzt wird. Unter diesen extrem lebensfeindlichen Bedingungen können nur wenige Arten wie einige salztolerante Flohkrebse und Zuckmücken existieren. Auch der dreistachelige Stichling ist in der Lage, seinen Salzhaushalt osmotisch so zu regulieren, dass er hier überlebt. Ansonsten ist die Hörsteler Aa ein fast „toter Fluss“, wozu sicherlich auch der kanalartige Ausbau beiträgt.

Ebenso wenig wie der Hörsteler Aa sieht man dem Herthasee auf dem ersten Blick an, dass er maßgeblich vom Bergbau beeinflusst wurde. Er ist erst um 1900 durch Vertiefung einer natürlichen Senke entstanden und sollte ursprünglich Grubenwasser aus dem Ibbenbürener Bergbau aufnehmen. Noch älter ist der südlich des Sees als breiter Graben erkennbare Bodelschwingh-Stollen, mit dessen Bau 1843 begonnen wurde. Er ist nach dem damaligen preußischen Finanzminister Ernst von Bodelschwingh benannt und war dazu gedacht, ein neu erschlossenes Grubenfeld zu entwässern. Der oberirdische Kanal, die so genannte Stollenrösche, hat bis zum Stollenmund bei Uffeln eine Länge von 2943 Metern. In Betrieb ging der Stollen nie, weil sich später andere Abbaufelder als lohnender erwiesen. Er wurde jedoch später genutzt, um das bei der Trockenlegung des Uffelner Moores anfallende Wasser abzuführen.

Der Herthasee, der früher Kiebitzsee hieß und später nach dem Vorbild seines populären Namensvetters auf Rügen umgetauft wurde, ist eine beliebte Naherholungsattraktion und lockt Campingfreunde und Badegäste mit feinstem Sandstrand.

Auch wenn wir kurz danach das „Heilige Feld“ erreichen, zu besonderer Ehrfurcht besteht kein Grund. Eher schon zu erhöhter Vorsicht. Denn wir bewegen uns auf tektonisch etwas unsicherem Terrain. Das Heilige Feld ist eine ca. 4,5 Kilometer lange und 1,5



Die Rohrammer brütet im Naturschutzgebiet „Heiliges Meer“.

Kilometer breite Senkungszone, die sich in südwest-nordöstlicher Richtung erstreckt. In diesem Bereich befinden sich wasserlösliche Gips- und Steinsalzeinlagerungen im unterirdischen Gestein, die durch Grundwasser gelöst und ausgewaschen werden. Dadurch entstehen Hohlräume, die dem Druck des überlagernden Gesteins irgendwann nicht mehr standhalten und einstürzen. Das passiert auch heute noch, auch wenn die meisten Senkungen auf den ersten Blick kaum erkennbar sind. Der spektakulärste der ein-

deutig datierbaren Erdfälle ereignete sich am 14. April 1913, als die Erde plötzlich lautlos und ohne spürbare Erschütterung zwölf Meter tief einbrach. Innerhalb weniger Tage bildete sich durch einströmendes Grundwasser das heute als „Erdfallsee“ bekannte Gewässer. Mehrere Tausend Schaulustige besichtigten damals das grandiose Naturereignis.

Die Herleitung des Namens „Heiliges Feld“ ist nicht ganz klar. Wahrscheinlich leitet sich die Bezeichnung „heilig“ vom altsächsischen

Das Große Heilige Meer, der größte natürliche See Westfalens.



„hola“ (hol = Bruch, Tiefe, Loch) ab. Und auf Löcher in der Erde stoßen wir in dieser Region reichlich. Danach könnte das „Heilige Meer“, das wir später erreichen, soviel wie „Bruchmeer“ oder „tiefes Meer“ bedeuten, wobei „Meer“ eine im norddeutschen Raum verbreitete Bezeichnung für einen See ist. Die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 965 n. Chr. und bezeichnet das heutige „Heilige Meer“ als „Dreivanameri“ (= Dreigrenzenmeer); hier stießen drei sächsische Gaue aneinander. Noch heute sind die Grenzen teilweise vorhanden, so läuft die Grenze zwischen den Gemeinden Hopsten und Recke mitten durch das Große Heilige Meer. Denkbar ist auch eine Deutung, die von einer langjährigen Nutzung der Gewässer ausgeht. Demnach haben die „Heiligen“ Frauen vom Kloster Gravenhorst bei Hörstel nach urkundlichen Angaben im Mittelalter die Fischereirechte am Großen Heiligen Meer besessen.

All diese Erklärungen sind natürlich langweilig im Vergleich zu der Legende, die sich um die Entstehung des Großen Heiligen Meers rankt, übrigens das größte natürliche Binnengewässer in Westfalen. Ihr zufolge stand dort, wo heute der See ist, früher ein Kloster, dessen Mönche ein lasterhaftes Leben führten und eine schöne Jungfrau in ihre Gewalt gebracht hatten. Nachdem der Verlobte das Mädchen aus den Fängen der Mönche befreien konnte, tat sich die Erde auf, und das Kloster verschwand samt den Mönchen in den Tiefen eines Sees. Dort ruht es heute noch, und, glaubt man der Sage, wartet darauf, von neugierigen Wanderern entdeckt zu werden: „Wenn aber ein hellsehender Wanderer vorbeikommt und mit weitoffenen Augen hineinstaut in die Tiefe, dann offenbart der See das Geheimnis, das er birgt. Das Bild des versunkenen Klosters erscheint auf seinem Grund, und man hört den Klang der Glocken und das „Media in vita“ der büßenden Mönche. Erschauernd bekreuzt sich der Wanderer. Still geht er weiter, gedenkt seiner eigenen Sünden und betet andächtig ein „Misericordias domini“ für die armen Seelen der Versunkenen.“

Das „Heilige Meer“ ist heute allerdings weniger ein Ort für Legenden als vielmehr für handfeste naturwissenschaftliche Fakten, denn es gilt als eines der am besten erforschten Naturschutzgebiete in Mitteleuropa. Verantwortlich dafür ist eine Biologische Station, die bereits in den 1930er Jahren den Betrieb aufnahm. Das heutige Gebäude entstand im Jahr 1961. Seit 1986 ist die Station

offizielle Außenstelle des LWL-Museums für Naturkunde in Münster, einer Einrichtung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Sowohl die Mitarbeiter der Station als auch unzählige Diplomanden und Doktoranden haben sich seitdem mit fast allem befasst, was in dem Gebiet wächst und gedeiht, krecht und fleucht. Die wissenschaftliche Faszination des Gebietes liegt vor allem darin, dass hier auf engstem Raum die Entwicklungsstadien unterschiedlich alter Gewässer untersucht und verglichen werden können. Neben der Forschung ist die Lehre eine wichtige Aufgabe der Station, die ein umfangreiches Kursangebot bereithält.

In der Biologischen Station befindet sich eine Ausstellung (im Winter geschlossen), die umfassende Informationen zu dem etwa 110 Hektar großen Schutzgebiet liefert. In einer Schutzhütte außerhalb der Station kann ganzjährig ein Videofilm betrachtet werden. Wir verlassen die Station und wandern zunächst durch einen feuchten Erlenbruchwald mit Seggen und Torfmoosen. Von dort aus gelangen wir in die offene Heidelandschaft, die einen Eindruck vermittelt von dem früher großräumig vorhandenen Landschaftsbild. Heidschnucken und Mufflons knabbern an Besen- und Glockenheide und sorgen so dafür, dass sich die Heide immer wieder verzüngt. Zugleich verbeißen sie den Birkenjungwuchs und verhindern eine Beschattung der lichtbedürftigen Heide.

Nachdem wir das Naturschutzgebiet verlassen haben, sind wir wieder in der intensiv genutzten Agrarlandschaft, in der der Maisanbau vorherrscht. Die landwirtschaftlichen Wege sind gesäumt von alten Wallhecken. Meist sind sie mittlerweile zu Baumreihen aus Stieleichen, Birken oder auch Erlen „durchgewachsen“. Die Heckenpflege, bei der die Gehölze alle acht bis 15 Jahre „auf den Stock gesetzt“ wurden, ist lange Zeit vernachlässigt worden. Das könnte sich ändern, weil der Rohstoff Holz dank der steigenden Energiepreise wieder an Attraktivität gewinnt.

So hat eine Untersuchung des Waldzentrums Münster für das Stadtgebiet Telgte ergeben, dass sich mit dem bei regelmäßiger Heckenpflege anfallenden Holz jährlich rund 120 bis 150 Einfamilienhäuser „einheizen“ ließen. Auch aus ökologischen Gründen macht dies Sinn, denn gut gepflegte Hecken sind wegen ihres dichteren Wuchses struktur- und damit auch artenreicher als Baumhecken. Davon profitieren beispielsweise typische Heckenbrüter wie Dorngrasmücke oder Goldammer.



Töddenstatue vor Haus Veerkamp in Hopsten.

### Im Land der Tödden

Wir nähern uns Hopsten und damit dem Land der „Tödden“. Zusammen mit Recke und Mettingen gilt Hopsten als Zentrum des Töddenhandels, der vom 17. bis ins 19. Jahrhundert ein wichtiger Wirtschaftszweig im nördlichen Westfalen und Ursprung noch heute bekannter Bekleidungsunternehmen war. Bei „Tödden“ handelt es sich um einen rein mündlich überlieferten Begriff, mit dem die hausierenden Kaufleute sich selbst bezeichneten, wenn sie sich in einer Art Geheimsprache, genannt „Bargunsch“ oder „Humpisch“, miteinander unterhielten. Verkauft wurden in erster Linie Leinen- und Wollstoffe, Mützen, Strümpfe, Handschuhe und Bücher, dazu auch Scheren, Messer, Schnallen und Nähnadeln. Zur Haupthandelsware der Tödden im Tecklenburger Land zählte das in der Grafschaft Ravensberg hergestellte so genannte Bielefelder Leinen. Begünstigt wurde diese Form des Wanderhandels durch die damalige Armut. Die Bauern hatten meist nur kleine Höfe, bewirtschafteten wenig ertragreiche Böden. Vor allem die nachgeborenen Söhne mussten sich deshalb Arbeit außerhalb der Landwirtschaft suchen. So lebten Mitte des 18. Jahrhunderts schätzungsweise 40 bis 50 Prozent der männlichen Bevölkerung vom Wanderhandel. Viele verkauften ihre Produkte in den benachbarten Niederlanden, wieder andere zogen bis nach Skandinavien oder ins Baltikum. Meist verbrach-

ten sie mehr Zeit in ihren Absatzgebieten als in ihrer Heimat. Mit der Zeit brachten viele Tödden es zu einer gewissen „Betuchtheit“, die sich auch im Ortsbild von Hopsten widerspiegelt. Aufwändige Töddenhäuser geben ebenso Zeugnis vom Wohlstand wie die vielen Bildstöcke und Denkmäler. Das wohl bekannteste Töddenhaus ist Haus Nieland, von den Einheimischen nach seinem Erbauer, dem einflussreichen Töddengroßhändler Hermann Pogge, auch als „Poggeburg“ bezeichnet. Es ist ein in seiner Art außergewöhnliches Wohnhaus-Museum mit vielen Original-Einrichtungsgegenständen aus der Töddenzeit. Der heutige Besitzer führt nach vorheriger Anmeldung Besuchergruppen durch die Räumlichkeiten. Wie man sich einen Töddenhändler vorzustellen hatte, zeigt eine Bronzestatue vor dem 1808 erbauten heutigen Bürgerhaus Veerkamp.

Durch die Verbesserung der Infrastruktur im Laufe des 19. Jahrhunderts nahm die Bedeutung des Wanderhandels ab. Auch Tödden aus dem Tecklenburger Land eröffneten in ihren Absatzgebieten Textil- und Konfektionshäuser, so die Brüder Clemens und August Brenninkmeyer (C&A) aus Mettingen im friesischen Sneek. Zugleich wandte man sich in den Heimatgemeinden wieder mehr der Landwirtschaft zu, was auch in Hopsten vor allem in schlechten Erntejahren zur Rückkehr der Armut führte. Einer, der daraus seine Lehren zog, war der berühmte Sozialbischof Wilhelm Emanuel von Ketteler, der von 1846 bis 1849 als Pfarrer in Hopsten wirkte.

Zu den Besonderheiten im Ortsbild von Hopsten gehören einige alte Eiben, die teilweise älter als 600 Jahre sein sollen. Zwei stehen vor der Kirche, zwei zwischen den Häusern Marktstraße 5 und 7 und eine am Haus Withake an der Schaler Straße 1. Die Eibe ist der älteste und zugleich einzige ausschlagfähige heimische Nadelbaum und wird daher gern für Formhecken angepflanzt. Früher waren Eiben bei uns auch in Wäldern verbreitet. Ihr wertvolles, ausgesprochen hartes Holz war vor allem für Bögen und Armbrüste sehr begehrt. Schon „Ötzi“ kraxelte mit einem Bogen aus Eibenholz durch die Tiroler Bergwelt. Der Raubbau blieb aber nicht ohne Folgen. Wegen ihres sehr langsamen Wachstums findet man Eiben kaum noch an natürlichen Standorten. Bis auf den roten Samenmantel der Beeren sind Eiben in allen Teilen giftig.

Es geht weiter in Richtung Recke. Es waren nicht nur die Tödden, die sich früher auf den



Feldscheune bei Recke.

Weg in die Niederlande machten. Auch die „Hollandgänger“ zog es als Saisonarbeiter in das Nachbarland, wo sie sich als Grasmäher, Torfstecher und Landarbeiter verdingten. Sie nutzten die Zeit „tüsken Saihen und Maihen“, also zwischen Saat und Ernte, um sich einen Nebenverdienst zu erwirtschaften. In einem Beitrag für die Chronik des Recker Heimatvereins berichtet der Heimatforscher Louis Stüve 1922 am Beispiel seines Hofnachbarn authentisch über die Hollandgänger im 19. Jahrhundert: „Von Recke aus zogen in den sechziger und siebenziger Jahren im Frühjahr etwa 50 – 70 Mann hinaus. Ihr Gepäck wurde mittels Fuhrwerk bis an die Grenze befördert. Der Weg führte über Halverde, Schale, Freren, Lingen, Nordhorn. In Thuine wurde zu Mittag gespeist und zwar aus dem mitgenommenen Knappsack. Dazu wurde Kaffee bestellt. Das erste Massenquartier wurde in Lohne oder Nordhorn bezogen. In Uelsen (bei Neuenhaus) wurde das zweite Mittagmahl eingenommen und an der Grenze, auf der sog. Venebrücke, übernachtet. Am dritten Tage führen wir dann mittels Kahn, der von einem Pferde gezogen wurde, durch den Kanal „Dedemsfahrt“ nach Hasselt. Dort wurde wieder übernachtet. Dann ging es endlich am vierten Tage per Dampfschiff – Raddampfer – über den Zuidersee nach Amsterdam. Von dort war das Torfmoor ungefähr eine Stunde entfernt, die Amsterdamer Glocken waren noch hörbar...!“

Bevor wir nach Recke kommen, passieren wir eine Feldscheune mit einem interessanten Materialmix aus grob gehauenen Ibben-

bürener Sandstein, roten, handgeformten Feldbrandziegeln und modernen Ziegeln aus industrieller Fertigung. Feldscheunen und Weideställe waren früher weit verbreitet in der Feldflur des Münsterlandes. Stallhaltung, Silage und die Umwandlung von Wiesen zu Äckern haben aber dafür gesorgt, dass sie vielerorts selten geworden sind.

Der X18 umgeht Recke nördlich. Bis zur Ortsmitte ist es aber nur ein Katzensprung. Auch Recke hat stattliche Töddenhäuser zu bieten und mit der im 13. Jahrhundert erbauten

evangelischen Kirche aus Teutoburger Sandstein zudem einen der bedeutendsten romanischen Kirchenbauten im Tecklenburger Land. Sehenswert ist auch der alte Taufstein aus Bentheimer Sandstein.

### Ein Moor mit vielen Namen

Vinter Moor, Espeler Moor oder Recker Moor – wenn diese Begriffe fallen, geht es um eines der letzten Relikte der früher in Westfalen weit verbreiteten Moore. Über 5000 Hektar unwegsames Sumpfgelände erstreckten sich bis zum 17. Jahrhundert beiderseits der Grenze zwischen den damaligen Königreichen Preußen und Hannover. Fast 6000 Jahre hatte es gedauert, bis sich das Moor hier in einer weitgehend abflusslosen Senke entwickeln konnte. Nur 200 Jahre brauchte der Mensch, um ihm fast völlig den Garaus zu machen. Erst durch bäuerlichen Torfstich, dann durch die Moorbrandkultur und zuletzt durch den industriellen Abbau, der auf niedersächsischer Seite auch die letzten Reste vernichtete.

Um einen Eindruck vom Moor zu bekommen, müssen wir vom X 18 einen kurzen Abstecher Richtung Norden machen. An einer Schutzhütte, die sich auch gut für ein kleines Picknick eignet, finden wir eine ausführliche Informationstafel sowohl zur Geschichte als auch über die aktuellen Entwicklungen im Moor. Denn im Rahmen eines EU-Projektes wurde in den letzten Jahren das fortgesetzt, was Mitte der 1970er Jahre einige engagierte

Fliegenfänger: Der Rundblättrige Sonnentau wächst im Recker Moor.



Naturschützer begonnen hatten. Sie rodeten Birken, schlossen Dämme und versuchten so zu retten, was noch zu retten war. Bestandteil des EU-Projektes war auch der Bau eines Beobachtungsturmes, von dem sich ein weiter Rundblick bietet. Besonders im Frühjahr zur Fruchtzeit des Wollgrases zeigt sich das Moor von seiner schönsten Seite. Dann sorgen balzende Brachvögel, Uferschnepfen und Kiebitze zusätzlich für ein akustisches Naturerlebnis ersten Ranges.

Wir verlassen das Recker Moor. Der Weg führt parallel zu einem Graben, der sich aufgrund seines geschlängelten Laufes und der vielfältig profilierten Ufer deutlich von den sonst meist schnurgeraden Gräben unterscheidet – deutliches Zeichen dafür, dass es sich um eine relativ junge Anlage handelt. Moorschutz und ein neuer Entwässerungsgraben, das klingt paradox. Tatsächlich „ersetzt“ der neue Graben den früher rund 300 Meter weiter in Richtung Moor verlaufenden Bardelgraben, der dem Moor permanent Wasser entzog. In den neuen Vorfluter fließt nur noch das Wasser aus den angrenzenden Wiesen ab, nicht mehr aber aus dem Moor – ein typischer Kompromiss zwischen Naturschutz und Landwirtschaft.

Zum Mittellandkanal führt uns einer der ältesten Fernwege der Region. In neueren Kartenwerken trägt er den ebenso wohlklingenden wie irreführenden Namen „Napoleonendamm“. Mit dem französischen Feldherrn und Kaiser hat die bereits im Jahr 1189 erstmalig urkundlich erwähnte Verbindung zwischen Osnabrück und Lingen allerdings herzlich wenig zu tun. Lediglich ihr schnurgerader Verlauf erinnert an die Chausseen, die zur Zeit Napoleons vielerorts durch die Landschaft trassiert wurden. Der „Osnabrücker Damm“, so die ältere und korrektere Bezeichnung, war lange Zeit eine stark frequentierte Verbindung, auch wenn es immer wieder Klagen über den schlechten Zustand der Strecke gab. Als nach dem Wiener Kongress (1815) die Grafschaft Lingen dem Königreich Hannover zufiel, wichen die Reisenden von Osnabrück auf die nördliche Parallelstraße über Fürstenau aus, um den Weg über preußisches Territorium und damit lästige Zollstellen zu umgehen. Danach verlor der „Osnabrücker Damm“ rasch an Bedeutung. Für mehr als fünf Kilometer wird nun der Mittellandkanal unserer Begleiter. Die mit 326 Kilometer längste künstliche Wasserstraße in Deutschland verbindet den Dortmund-Ems-Kanal mit dem Elbe-Havel-Kanal und der Elbe und ist damit – in europäischen



Am Mittellandkanal.

Dimensionen betrachtet – das zentrale Wasserstraßensystem zwischen West- und Osteuropa. 1906 begann der Bau des Kanals. 1938 war die Verbindung zur Elbe hergestellt. Seitdem der Eiserne Vorhang sich geöffnet hat, hat der Kanal, auf dem im Jahr rund 25 Millionen Tonnen Fracht transportiert werden, noch an Bedeutung gewonnen.

Verfallener Stall in der Düsterdieker Niederung.



Der Mittellandkanal war lange Zeit stark mit Salz belastet, da er von der Weser gespeist wird, die früher riesige Salzfrachten aus den Kalibergwerken in der ehemaligen DDR mit sich führte. Zwischen der Steinschüttung am Ufer hat sich ein schütteres Schilfröhricht entwickelt. Wegen des starken Wellenschlages haben Kanäle meist keine ausgeprägte Ufervegetation. Auffallend sind im Sommer die mächtigen Dolden der Erzengelwurz (*Angelica archangelica*), einer salztoleranten Pflanze, die, von der Ostsee kommend, überwiegend entlang von Flüssen und Kanälen nach Westen gewandert ist. Den klangvollen deutschen Namen trägt die Pflanze, weil der Legende nach ein Engel ihre Heilkraft den Menschen verkündete. Schon der Botaniker Tabernaemontanus schrieb 1588: „Wann einer von einem wütenden Hundt gebissen worden were, der nemme Engelwurtzkraut und Wurtzel unnd thue darzu Rauthen. Zerstoß diese Stück wol unnd mach mit Honig ein Pflaster daraus. Streichs auff ein Tuch unnd legs über den Schade, das zeucht alles Gifft heraus.“ Auszüge der Erzengelwurz finden sich auch in vielen Magenlikören und anderen „Heilgetränken“.

Nachdem wir dem Mittellandkanal den Rücken gekehrt haben, liegt südlich des Weges eine schütter bewachsene Fläche, die vor allem im Spätsommer zur Blütezeit der Besenheide auffällt. Hier haben Naturschützer per Baggerschaufel den Oberboden abgeschoben, um konkurrenzschwachen „Hungrünstlern“ wie Silbergras, Frühe Schmiele

oder Bauernsenf eine Chance zu geben. Dazu gesellen sich Moose und vor allem Flechten, die zu den Pionieren auf solchen Rohbodenflächen gehören. Im Laufe der natürlichen Entwicklung werden diese Arten nach und nach verdrängt, wenn nicht durch mechanische Störungen immer wieder offene Stellen geschaffen werden. Dies kann durch Viehtritt, oder wie hier, zumindest punktuell auch durch Kaninchen passieren, die in den lockeren Sand ihre Baue graben.

Wir befinden uns im Vogelschutzgebiet „Düsterdieker Niederung“, das mit fast 2700 Hektar Fläche zu den größten Schutzgebietenkomplexen in Nordrhein-Westfalen gehört. Es umfasst sechs Naturschutzgebiete, darunter auch das uns bereits bekannte „Recker Moor“, sowie einen Truppenübungsplatz. Über 30 gefährdete Brutvogelarten und mehr als 100 gefährdete Pflanzenarten belegen den überregionalen Wert des Gebietes, das auch Bestandteil des europaweiten Schutzgebieten-netzes NATURA 2000 ist. Von 2001 bis 2007 hat die Biologische Station im Kreis Steinfurt im Rahmen eines EU-Life-Projekts hier umfangreiche Optimierungsmaßnahmen durchgeführt, über die eine Informationsta-

fel Auskunft gibt. Geholfen werden soll vor allem bodenbrütenden Wiesenvögeln wie Uferschnepfe, Brachvogel und Bekassine. Sie kommen mit der intensiven Landwirtschaft nicht zurecht. Eine frühe erste Mahd oder ein zu hoher Viehbesatz verhindern, dass ihre Jungen flügge werden. Sind die Wiesen nicht feucht genug, wächst das Gras zu schnell auf oder es fehlt ein weicher Boden, in dem die Jungtiere nach Nahrung stochern können. Regelbare Stauanlagen zur Vernässung der Wiesen und neue Blänken können Abhilfe schaffen. Doch die Landwirtschaft muss mitspielen, denn eine Aufgabe der Grünlandbewirtschaftung nutzt den Vögeln auch nicht. Der so genannte Vertragsnaturschutz versucht, diese Lücke zu schließen. Durch Ausgleichszahlungen oder günstige Pachtverträge sollen Landwirte dazu bewegt werden, die Flächen extensiv zu bewirtschaften. Ein Konzept, das in der Düsterdieker Niederung bislang recht gut aufgegangen ist, denn die Bestände einiger gefährdeter Arten haben sich positiv entwickelt. Damit sie ihr Brutgeschäft ungestört verrichten können, sind einige Wege in der Zeit von März bis Ende Juli gesperrt, ein Verbot, an das sich der Naturfreund und Wanderer gerne hält.

Der X 18 verläuft entlang der Südgrenze des Naturschutzgebietes über einen Wiesenweg. Auf ihm wachsen mit Sumpfschafgarbe (*Achillea ptarmica*), Teufelsabbiss (*Succisa pratensis*), Blutwurz (*Potentilla erecta*) oder Kriech-Weide (*Salix repens*) typische Pflanzen saurer, ungedüngter Wiesen, die im eigentlichen Wirtschaftsgrünland kaum noch anzutreffen sind. Wir passieren eine verfallenen Weidestall und fühlen uns fast in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Umso größer ist der Kontrast, als wir kurze Zeit später die Mettinger Aa überqueren. Ihr tiefer Ausbau hat außerhalb des Schutzgebietes erst den intensiven Maisanbau ermöglicht, der die früher vorherrschende Grünlandwirtschaft stark zurückgedrängt hat.

In Mettingen holt uns das Töddenwesen erneut ein. Das im Frühjahr 2008 im Hause Telsemeyer, in dem sich neuerdings auch das Rathaus der Gemeinde befindet, wiedereröffnete Tüöttenmuseum erzählt anhand von vielen Exponaten liebevoll die Geschichte der Leinenkaufleute, die das Gesicht und die Geschichte des ursprünglich rein landwirtschaftlich geprägten Dorfes entscheidend beeinflusst haben. Im Ortskern befindet sich

Bei einer Fahrt mit dem Teuto-Express kommen Eisenbahn-Romantiker auf ihre Kosten.



auch der Schultenhof, einer der Mettinger Urhöfe, der erstmalig 1509 urkundliche Erwähnung findet, dessen Ursprünge aber vermutlich deutlich älter sind. Hier wohnte der „Schulte to Mettingen“, der innerhalb der Dorfgemeinschaft eine hervorgehobene Stellung einnahm. Das Hauptgebäude ist ein Zweistöcker-Fleetdeelenhaus, das ursprünglich mit Stroh gedeckt war. Einige Nebengebäude ergänzen die Anlage, die heute vom Heimatverein Mettingen betreut und auch als Kulturzentrum genutzt wird. Zwei weitere Museen erinnern an jene Zeiten, als von Schulreformen kaum die Rede und die Briefzustellung noch ausschließlich Sache der Post war. Das Schulmuseum zeigt, wie es früher in den Zwergschulen zugeht, in denen die Kinder aus den Bauerschaften unterrichtet wurden. Allein Mettingen konnte davon zehn vorweisen. Und das Postmuseum bietet sogar ein Exemplar der „One Penny Black“, der ersten Briefmarke der Welt, die 1840 in Großbritannien mit dem Konterfei von Queen Victoria in Umlauf gebracht wurde.

#### Kohle und Kreide

Mettingen liegt an den nordöstlichen Ausläufern des Schafbergplateaus, das für die wirtschaftliche Entwicklung der Region eine zentrale Bedeutung hat. Es handelt sich um einen Karbonhorst, bei dem, wie durch einen Aufzug, Kohle führende Schichten, die im angrenzenden Münsterland nur in großer Tiefe anzutreffen sind und erst im Ruhrgebiet wieder zutage treten, durch eine Hebung während der Kreidezeit nahe an die Oberfläche gelangten. Bereits im 16. Jahrhundert legte man kleine Schächte und Stollen an, um Kohle für Kalkbrennereien und Salinen zu gewinnen. Heute fördert eine Belegschaft von rund 2700 Mitarbeitern jährlich 1,7 Millionen Tonnen hochwertige Anthrazitkohle, die überwiegend im benachbarten Kraftwerk Ibbenbüren verstromt wird. Wie lange noch, darüber entscheidet die Politik.

Der Schafberg entwässert überwiegend nach Norden. Einige Bäche haben sich tief eingeschnitten, so der Köllbach, an dessen östlicher Talkante wir entlang wandern. Kurz darauf fällt der Blick auf den nahe gelegenen Nordschacht der Bergwerks Ibbenbüren. Er dient als Frischwetter-, Seilfahrt- und Materialschacht und ist mit einer Teufe von 1.545 Metern einer der tiefsten Schächte Europas.

Der Bergbau hat auch die Wälder in der Region beeinflusst. Der „Große Tannenkamp“, den wir randlich streifen, wurde 1766 als

„Küönniksdannenkamp“ mit Fichten aufgeforstet, im gleichen Jahr, als Preußen auf Veranlassung Friedrichs des Großen die staatliche Lenkung des Bergbaus einführte. Da Grubenholz zu der Zeit knapp war, wurde der Wald nach und nach durch Anpflanzungen mit Lärchen und Weymouthskiefern erweitert. Heute umfasst er eine Fläche von 90 Hektar.

Immer mit Blick auf Berg- und Kraftwerk geht es weiter Richtung Ibbenbüren. Am östlichen Stadtrand liegt der Freizeithof Bögel-Windmeyer, auf dessen Gelände sich auch das Heimathaus befindet. Es wurde aus drei alten Gebäuden mit original Ziegeln, Balken und Dachpfannen erbaut. Seit 1997 präsentiert der Verein zur Heimat- und Brauchtumpflege im Heimathaus Holzschuhmachermaschinen aus dem Jahr 1946, Geräte zur Flachsverarbeitung, eine Wagenmacherei, eine historische Schlepperausstellung und weitere landwirtschaftliche Geräte.

Der 15 Hektar große Ibbenbürener Aasee entstand in den 1970er Jahren im Zuge des Ausbaus der Autobahn A 30 als Hochwasserrückhaltebecken und ist eingebettet in ein weitläufiges Naherholungsgebiet. 35 Kilometer sind es von hier aus noch bis zum Endpunkt des X 18 in Lienen. Das bedeutet rund acht Stunden strammes Wandern. Deutlich schneller und dabei äußerst stilvoll geht es mit dem „Teuto-Express“ von der Haltestelle Ibbenbüren-Aasee aus. Er verkehrt auf der Anfang 1903 fertig gestellten Strecke zwischen Ibbenbüren und Hövelhof, allerdings nur an bestimmten Terminen. Vor allem für den Eisenbahn-Nostalgiker ist die Fahrt mit der Dampflok 503655 aus dem Jahr 1942 ein Muss. Das gute Stück gehört dem Verein „Eisenbahn-Tradition“ aus Lengerich, der sie in mühevoller Arbeit und mit erheblichen finanziellen Mitteln fahrbereit gemacht hat. Der reguläre Personenverkehr auf der Strecke wurde in den 1960er Jahren eingestellt. Güterzüge fahren hier aber heute noch.

Nachdem wir eine Zeit dem Lauf der hier noch nicht „versalzene“ Ibbenbürener Aa gefolgt sind, erreichen wir den Mittelgebirgszug, der uns von nun an bis fast zum Ende der Wanderung begleiten wird und dafür sorgt, dass die Kondition auf eine harte Probe gestellt wird. Der Teutoburger Wald, früher als „Osning“ und heute oft kurz als „Teuto“ bezeichnet, ist Deutschlands nordwestlichstes Mittelgebirge und erstreckt sich als schmales Band über rund 100 Kilometer von Hörstel bis Horn-Bad Meinberg. Er



Der Blücherfels ist eine der markantesten Felsformationen im nördlichen Teutoburger Wald.

entstand vor rund 60 Millionen Jahren, als durch tektonische Bewegungen das nordöstliche „Niedersächsische Tektogen“ auf die südwestliche „Rheinische Masse“ drückte, deren Ränder bei diesem als „Osning-Überschiebung“ bezeichneten Vorgang aufgestellt und teilweise überkippt wurden. Der zentrale Hauptkamm wird vom harten Osning-Sandstein der Unteren Kreide gebildet, der südlich davon liegende Kamm von Kalksteinen des Turon und Cenoman der Oberen Kreide. Wo weichere Ton- oder Kalkmergelschichten anstanden, bildeten sich durch Erosion Täler, die heute zugleich wichtige Verkehrsverbindungen sind.

#### Auf dem Kamm

Der X 18 führt uns in einen dieser Einschnitte, das Bocketal, durch das auch die Eisenbahnstrecke verläuft. Von hier geht es steil bergan auf den Hauptkamm, der allerdings im nordwestlichen Teutoburger Wald nur noch selten die 150 m Höhenlinie überschreitet. Der Blücherfels ist einer der markantesten Felsen aus Osning-Sandstein. Dass der spätere Generalfeldmarschall Blücher in seiner Zeit als Gouverneur von Westfalen von ihm aus gerne den Blick in die Ferne schweifen ließ, gehört aber wahrscheinlich doch eher in das Reich der Legenden. Im Gegensatz zu heute dürfte ihm die Aussicht aber kaum durch

Bäume versperrt gewesen sein, denn vor rund 200 Jahren war der Hauptkamm überwiegend mit Heide bewachsen. Auf vereinzelte Reste mit Besenheide stoßen wir zwar auch heute noch, ansonsten bestimmen aber Fichten und Kiefern das Bild. In der artenarmen Krautschicht wachsen Farne, Heidelbeere, Schlängelschmiele, Salbei-Gamander und andere „Säurezeiger“. So kann der Wanderer auch ohne vertiefte geologische Kenntnisse erkennen, welches Gestein er unter seinen Füßen hat. Denn fast immer erlaubt das Waldbild Rückschlüsse auf die Geologie. Führt uns der Weg durch artenarmen Fichten- oder Kiefernwald, befinden wir uns mit ziemlicher Sicherheit im Sandstein-Terrain. Wo die Buche herrscht, deutet vieles auf einen kalkhaltigen Untergrund hin. Von Natur aus wäre diese Unterscheidung allerdings so einfach nicht, denn ohne den Menschen würde die Buche auf beiden Untergründen dominieren. Doch auf den „sauren“ Böden, zu denen der Sandstein verwittert, ist sie häufig durch die beiden Nadelhölzer ersetzt worden, die hier ursprünglich nicht wachsen. Vor allem die Fichte wird als „Brotbaum“ von den Förstern wegen ihres höheren Ertrages gern bevorzugt. Da die Fichte auf flachgründigen Kalkböden weniger wüchsig ist, hat sich die Buche hier besser behaupten können. Dort ist sie lange Zeit auf eine besondere Art genutzt worden, doch dazu später, wenn wir den Kalkzug erreichen. Denn vorerst bleiben wir auf dem Hauptkamm. Wir treffen auf den Hermannsweg und gelangen kurz darauf zu einer Kapelle mit dem schönen Namen „Maria Wegweiserin“. Sie wurde 1934 von der katholischen Jugend von Brochterbeck als Schönstatt-Zweigkapelle erbaut. Die Schönstatt-Bewegung ist eine geistliche Erneuerungsbewegung innerhalb der katholischen Kirche, die 1914 von Pater Josef Kentenich gegründet wurde. Ursprungsort und geistlicher Mittelpunkt ist Schönstatt, ein Ortsteil von Vallendar bei Koblenz.

Auf einem parallelen Weg unterhalb des Kammes geht es weiter. Das Waldbild wechselt nun häufig. Kyrill, der Sturm, der am 18. Januar 2007 über Mitteleuropa hinwegfegte, hat stellenweise seine Spuren hinterlassen. Betroffen sind vor allem Fichten, die als Flachwurzler besonders anfällig für Windwurf sind. Bei Buchen ist häufiger ein Stammbruch zu beobachten, ein Indiz dafür, dass der Baum fester im Boden verwurzelt ist. Wir stoßen auf Versuchsflächen einer Forstbaumschule, die in den 1950er Jahren Anpflanzungen mit „ausländischen“ Baumarten vorgenommen hat, von denen einige wie die

Douglasie oder Scheinzypressen vor gar nicht so langer Zeit auch bei uns wuchsen. Selbst Mammutbäume waren bei uns heimisch, allerdings liegt dies schon 50 Millionen Jahre zurück. Im Vergleich zu klimatisch ähnlichen Gebieten in Nordamerika oder Ostasien ist die Gehölzvielfalt in Mitteleuropa eher gering. Während der Eiszeiten starben viele Arten aus, weil sie mit den in Ost-West-Richtung verlaufenden Alpen auf eine Barriere stießen, die sich auf ihrer Flucht vor der Kälte als unüberwindbar erwies.

Kurz danach besteht die Gelegenheit, über eine Treppe den Kamm zu erklimmen. Der Ausblick ist aber doch nicht so lohnend wie nach den 133 Stufen erhofft.

Wir sind jetzt fast in Tecklenburg angelangt – doch vorher gönnen wir uns noch einen Schlenker. Es geht auf einem schmalen Pfad vom Hauptkamm hinab über die Landstraße zwischen Tecklenburg und Ibbenbüren. Kurz danach liegt auf der rechten Seite der Hof Schulte-Uebbing, der bereits 1506 als Gut Wondahl erwähnt wird. Hier, in einer feuchten Niederung, in der drei kleine Bäche zusammenfließen, befand sich im Mittelalter eine als „Motte“ bezeichnete Befestigungsanlage, deren Reste noch erkennbar sind. Sie bestand aus einer Hauptburg und einer westlich vorgelagerten Vorburg, die über eine Holzbrücke miteinander verbunden waren. Teile der Gräfte, welche die Vorburg umgab, sind noch vorhanden. Motten waren im Hochmittelalter in Mitteleuropa weit verbreitet. Kernstück war ein aufgeschütteter Hügel, auf dem sich ein Turm befand, der

Die Legge im Tecklenburger Ortskern.



Der Riesen-Schachtelhalm wächst im Sundern.

sowohl zur Verteidigung als auch zum Wohnen diente. Um den Hügel verlief ein tiefer Wassergraben.

Das Waldgebiet „Sundern“ blieb im Gegensatz zu vielen anderen Wäldern in der Region, die vor allem im 17. und 18. Jahrhundert entblößt wurden, von einer Übernutzung verschont. Die Grafen von Tecklenburg hatten es sich als nahe gelegenes Jagdgebiet gesichert. Ein Teil der Mark wurde zu diesem Zweck „abgesundert“ und durfte von den Bauern nicht genutzt werden. Eine Beschrei-

bung von 1788 schildert den Sundern als 200 Morgen großes Waldgebiet, das als königlicher Forst „geschlossen und umwaltet“ war. Den „Unterthanen“ war es verboten, das Vieh dort einzutreiben oder Holz zu nutzen. In preußischer Zeit verlor die Jagd an Bedeutung. Der Wald wurde zu einem ertragreichen Staatsforst umgewandelt. Vor allem im westlichen Bereich um den als „Proll“ bezeichneten Kalkhügel ist die Vegetation artenreich. Mit Bingelkraut, Waldmeister oder Perlgras wachsen hier anspruchsvolle Arten, die wegen ihres langsamen Ausbreitungsvermögens zugleich Zeigerpflanzen für historisch alte Wälder sind, die seit mehreren Jahrhunderten ununterbrochen mit Bäumen bestockt waren. Auffallend ist auch ein großer Bestand des Riesen-Schachtelhalms, der locker über einen Meter hoch wachsen kann. Doch alles ist bekanntlich relativ. Blickt man erdgeschichtlich gesehen rund 300 Millionen Jahre zurück in das Zeitalter des Karbon, so schrumpft der vermeintliche Riese rasch zum Zwerg. Denn damals beherrschten Schachtelhalme mit bis zu 30 Meter Höhe die Pflanzenwelt unseres Planeten. Zusammen mit baumartigen Farnen und Bärlappgewächsen bildeten sie ausgedehnte Wälder, aus denen auch jene

Kohlelagerstätten entstanden, die heute im benachbarten Ibbenbüren abgebaut werden.

Von Norden her erreichen wir das Stadtgebiet von Tecklenburg. Der Kurpark, in dem sich auch ein Heilkräutergarten befindet, ermöglicht einige schöne Ausblicke auf Deutschland nördlichstes Bergstädtchen mit seinen pittoresken Fachwerkhäusern aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Auf einem Bergsporn thronen die Ruinen der erstmals im 12. Jahrhundert erwähnten Burg der Grafen von Tecklenburg. Heute befindet sich hier eine der größten Freilichtbühnen Deutschlands. In einem 1577 erbauten Torhaus war von 1654 bis 1843 die „Legge“, die erste landesherrliche Leinenprüfanstalt Westfalens, untergebracht. Hier wurde das von der aufblühenden Hausleinenindustrie erarbeitete Gewebe vorgelegt (das Wort „Legge“ leitet sich von „legen“ ab) und geprüft. Das „Schiefe Haus“ ist, bis auf die etwas ungewöhnliche „Deformation“, ein früher für den Ortskern typischer Dreiständerbau, in dem ein großer Teil der Handwerker und Tagelöhner Tecklenburgs wohnte, die oftmals nebenbei eine kleine Landwirtschaft betrieben. Das Dachgeschoss diente zur Erntebergung und wurde

über eine Klappe am Giebel beschickt. Im Erdgeschoss befanden sich die Wohnräume und der Webstuhl. Der zweite Stock bestand aus einer offenen Schlafbühne.

Wir verlassen Tecklenburg in südlicher Richtung. Es geht teilweise steil bergab durch die „Hexenküche“, in der sich der Sage nach die Hexen der gesamten Region regelmäßig trafen, um geheimnisvolle Kräutersalben anzumischen und Zaubertänke zu brauen. Der Hang ist stellenweise terrassiert, Relikt des Weinbaus, der im Mittelalter hier praktiziert wurde. Das Ergebnis dürfte zwar ein eher herber Tropfen gewesen sein, ergab aber ein Getränk, das nicht rasch verdarb. Weinessig konnte zudem zur Konservierung von Lebensmitteln eingesetzt werden, und nicht zuletzt wurde in der Kirche zwingend Messewein benötigt, der sonst teuer herangeschafft werden musste. Später wurde hier Getreide und Gemüse für den Eigenbedarf angebaut. Nach Aufgabe der Nutzung eroberte der Wald sich das Gelände zurück.

Ein kurzer, aber lohnender Abstecher führt zum Wasserschloss Haus Marck. Seine Ursprünge gehen zurück auf eine Burg aus der

Haus Marck im Morgendunst.





Durchgewachsener Buchen-Niederwald.

Mitte des 14. Jahrhunderts. Die heutige Anlage stammt aus dem 16. Jahrhundert und ist in Privatbesitz. 1643 fanden hier Vorverhandlungen für den Westfälischen Frieden statt, heute erfreuen sich die Schlosskonzerte großer Beliebtheit. Ein schöner, aber nicht öffentlicher Landschaftsgarten und eine historische Allee aus eigenwillig geschnittenen Linden runden das Ensemble ab.

Der X 18 führt an einer der ehemals sieben Mühlen des Schlosses vorbei, die alle vom Wechter Mühlenbach angetrieben wurden. Die Sägemühle wurde Ende des 17. Jahrhunderts gebaut. Um den Wasserantrieb sicher zu stellen, staute man einen Mühlenenteich an. Später trieben eine Lokomobile (Dampfmaschine) und schließlich ein Elektromotor die Säge an. Der restaurierte und denkmalgeschützte Gebäudekomplex ist heute ein Naturschutzzentrum. Hier sind der Verein Arbeitsgemeinschaft Naturschutz Tecklenburger Land (ANTL) und die Biologische Station Kreis Steinfurt untergebracht. Die Biologische Station ist vor allem für die Betreuung der Feuchtwiesengebiete im Kreis Steinfurt zuständig.

Die ANTL arbeitet an verschiedenen Projekten. Ein Schwerpunkt ist die Pflege der Kalkhalbtrockenrasen entlang des Teutoburger Waldes mit ihren Orchideenvorkommen.

Hierbei kooperiert sie mit der Interessengemeinschaft Teutoburger Wald (IG Teuto), die sich aus Mitgliedern der Kalkindustrie und der ANTL zusammensetzt.

### Kalk und Konflikte

Wir erreichen jetzt erstmals den Kalkzug. Vor allem im Frühjahr sind Wälder hier viel bunter als auf dem Hauptkamm. Buschwindröschen, Waldmeister, Veilchen und andere Geophyten überziehen den Waldboden mit einem dichten Teppich. Am Strubberg begegnen wir erstmals den Buchenwäldern, die durch die bis Mitte des letzten Jahrhunderts betriebene Niederwaldwirtschaft ihr besonderes Gepräge erhielten. Niederwälder bestehen im Gegensatz zu den heute üblichen Hochwäldern nicht aus den aus Samen gezogenen Kernwüchsen, sondern aus Stockausschlägen. Alle 10 bis 20 Jahre wurde der Bestand umgetrieben, wobei die Bäume dicht über der Erdoberfläche gekappt wurden. Die Regeneration erfolgte aus den verbliebenen „Stubben“, die mehrstämmig wieder austrieben. Das Holz fand vor allem als Brennmaterial Verwendung. Eine besondere Bedeutung hatte auch die Köhlerei, mit der die Holzkohle erzeugt wurde, die zur Feuerung der seit dem 16. Jahrhundert im Teuto belegten Kalkbrennöfen und zur Verhüttung der Eisenerzvorkommen benötigt wurde. Das regelmäßig statt-

findende Köhlerfest in Lengerich, bei dem ein Meiler aufgeschichtet wird, erinnert an dieses traditionelle Handwerk.

Niederwälder sind lichter als Hochwälder, wovon vor allem auf Kalkstandorten einige Orchideenarten wie das Weiße Waldvögelein und das Purpurknabenkraut profitieren, die den tiefen Schatten meiden. Wegen fehlender Nutzung sind heute fast alle Niederwälder „durchgewachsen“, das heißt sie entwickeln sich langsam zu schattigen Hallenwäldern, in denen lichtliebende Arten langsam „ausgedunkelt“ werden. Nur kleine Flächen werden aus Naturschutzgründen noch heute als Niederwald bewirtschaftet.

Der X 18 quert zunächst die Autobahn A 1 und dann die Landstraße zwischen Lengerich und Tecklenburg. Sie folgt einem schmalen Einschnitt zwischen dem Strubberg und dem Kleeberg, der den Namen „Bashake“ trägt. „Hake“ ist die plattdeutsche Bezeichnung für ein Weidetor oder einen Schlagbaum am Durchgang einer Landwehr, „bas“ bedeutet sumpfig, moorig. Vermutlich war das durch Bergdruckwasser und Quellbereiche morastige Quertal, das den Zugang zum weiter nördlich gelegenen ehemaligen Rittersitz Meesenburg ermöglichte, früher mit einem Schlagbaum versperrt.

Über einen schmalen Pfad, der dicht mit Clematis überwuchert ist, geht es hinauf auf den Kleeberg, oder besser das, was von ihm übrig geblieben ist. Denn die Zementindustrie hat ihm arg zugesetzt. Der Weg führt an der mit einem Zaun abgetrennten oberen Kante eines ehemaligen Steinbruchs entlang. Bis 1977 wurde hier Kalk abgebaut. Danach wurde versucht, die Hänge und Bermen mit vom Flugzeug aus verstreuten Gehölzsamen zu begrünen. Was damals nicht gelang, hat die Natur dann durch natürlichen Gehölzanflug geschafft. Eine tiefe Wunde in der Landschaft blieb dennoch zurück, die aber ihren eigentümlichen Reiz hat. Dies wird am besten bei einem kurzen Abstecher zu einem Aussichtspunkt deutlich, der einen Blick auf eine türkisfarbene Wasserfläche ermöglicht, die sich auf der tiefsten Sohle gebildet hat. Sie lockt an heißen Sommertagen Badegäste an, was Naturschützer nicht so gerne sehen, weil sich im „Canon“ wie auch in anderen Steinbrüchen seit einigen Jahren ein Bewohner wohl fühlt, der sich lange Zeit nicht mehr im Teuto hatte blicken lassen. Die Rede ist vom Uhu, der größten europäischen Eulenart, die an verschiedenen Stellen des Teutoburger Waldes erfolgreich wiederein-



Bentheimer Landschaft halten die Trockenrasen kurz. Davon profitieren Fransenenzian, Hauhechelbläuling und Pyramiden-Spitzorchis.

gebürgert wurde und deren Bestände sich dank intensiver Schutzmaßnahmen langsam zu erholen scheinen.

Wer an einem Wochentag unterwegs ist, wundert sich vielleicht schon über ein dumpfes Grollen, das gelegentlich zu vernehmen ist. Doch bevor wir den aktiven Steinbruch erreichen, wandern wir oberhalb eines in den 1960er Jahren aufgelassenen Steinbruchs, der zum Naturschutzgebiet „Galgenknapp“ gehört. Was heute vor allem für seine reichen Orchideenvorkommen bekannt ist, war früher als Hinrichtungsstätte wohl eher ein Ort des Schreckens. Die letzte Hinrichtung soll am 21. Oktober 1785 stattgefunden haben und so grausam und schlecht gewesen sein, dass anschließend einer der beiden Scharfrichter selbst zu einer zweijährigen Festungshaft verurteilt wurde. Die Orchideenvorkommen der Kalkhalbtrockenrasen in den aufgelassenen Steinbrüchen gehören zu den bedeutendsten in Deutschland. Viele Arten wie die Fliegen-Ragwurz oder die Pyramiden-Spitzorchis erreichen hier ihre nordwestliche Verbreitungsgrenze in Mitteleuropa. Um sie vor Verbuschung zu schützen, zieht seit einigen Jahren eine Wanderschafherde über die Hü-

gel zwischen Brochterbeck und Lienen. Die Bentheimer Landschaft, eine robuste und bis vor einigen Jahren stark gefährdete Haustierrasse, fressen dabei nicht wahllos, sondern nach einem jedes Jahr neu aufgestellten Beweidungsplan. Da sie auch junge Gehölztriebe anknabbern, halten sie den lichtbedürftigen Trockenrasenpflanzen, zu denen neben Orchideen auch Enziane oder die Skabiosen-Flockenblume gehören, unliebsame Konkurrenz durch Schlehe, Brombeeren und andere Sträucher vom Leibe. Die Herde ist im Besitz der ANTL und wird finanziell von der Zementindustrie unterstützt. Von April bis Mitte Oktober zieht der Schäfer, begleitet von seinen Hütehunden, über den Höhenzug. Danach geht es für die Winterweide zunächst in tiefere Lagen und ab Februar in die Stallungen auf einem Bauernhof in Lengerich, wo die Mutterschafe im Frühjahr ablammen.

Uhu, Orchideen und Buchenwälder auf der einen, Kalkindustrie, Badegäste oder Kletterer auf der anderen Seite – der nördliche Teutoburger Wald ist ein Paradebeispiel für Interessenskonflikte zwischen Naturschutz und Landnutzern. Die Problematik wird dem

Wanderer besonders deutlich bei einem Blick in den riesigen Steinbruch Hohne der Firma Dyckerhoff vor Augen geführt, hinter dem die Drehöfen von Europas modernstem Zementwerk aufragen. Wie eine Mondlandschaft präsentiert sich das riesige Loch. Doch selbst in diesem unwirtlichen Umfeld leben bedrohte Arten wie der Flussregenpfeifer und der Laubfrosch. Teich- und Wasserfledermäuse ziehen in der Dämmerung ihre Runden auf der Jagd nach Insekten. Und wenn die Kalksteinvorkommen ausgebeutet sind, können sich hier langfristig wieder Halbtrockenrasen mit einer artenreichen Pflanzen- und Tierwelt entwickeln. Ein Freibrief für einen unbegrenzten Abbau ist dies natürlich nicht. Das Begehren der Zementindustrie, auch zukünftig die Abbauflächen zu erweitern, ist deshalb heftig umstritten, zumal die Steinbrüche innerhalb eines FFH-Gebietes liegen. Im Frühjahr 2008 ist es zu einer Übereinkunft gekommen, die vorsieht, dass die beiden Zementfirmen vor der angestrebten Erweiterung ihrer Steinbrüche in den kommenden Jahren Naturschutzmaßnahmen finanzieren. Für jeden durch den Kalkabbau verlorenen Hektar ökologisch wertvollen Waldes müssen vier Hektar Ausgleich erfolgen, beispielsweise



Die Zementindustrie sorgt für Konfliktstoff im Teutoburger Wald.

se durch Umbau von Fichtenbeständen zu Buchenwald. Im Gegenzug sollen künftige Genehmigungsverfahren für die weitere Rohstoffgewinnung erheblich erleichtert werden. Eine in dieser Art einmalige und natürlich nicht ganz uneigennützig Form des Vertragsnaturschutzes, die nicht unumstritten ist.

Im Verlaufe der weiteren Wanderung treffen wir nicht selten auf Damhirsche, die an ihrer weißen Fellfleckung gut zu erkennen sind. Die hiesige Population der bis zur Eiszeit in Mitteleuropa heimischen Hirschart geht zurück auf Tiere, die Ende der 1920er Jahre ausgesetzt wurden und sich seitdem prächtig vermehrt haben. Nicht unbedingt zur Freude

Spinne im Netz.



der Waldbesitzer, weil sie der Naturverjüngung des Waldes arg zusetzen. Damwild ist tagaktiv und deshalb gut zu beobachten. Für den X 18 Wanderer heißt es bald Abschied nehmen vom Teutoburger Wald. Kurz bevor mit dem 237 Meter hohen Westerberg der höchste Punkt des Tecklenburger Landes lockt, geht es bergab. Vorbei an der künstlich ausgeschachteten Felsenquelle und der Westerbecker Hütte des Alpenvereins verlassen wir den Kamm, teilweise durch alte Hohlwege, die sich tief in den Untergrund eingeschnitten haben. Ein naturnaher Bachlauf mit einem schmalen Erlen-Auenwald begleitet uns ein kurzes Stück. Statt durch schattige Wälder laufen wir schon bald durch Ackerfluren ohne Baum und Strauch. Die Böden am Fuß des Höhenzuges sind vergleichsweise fruchtbar und wurden intensiv genutzt. Der Flurname „Aldruper Esch“ verrät, warum das so ist. Viele Jahrhunderte lang wurden die Böden hier mit Plaggen gedüngt. Plaggen sind Gras- oder Heidesoden, die außerhalb der Feldflur gestochen wurden und im Winter als Einstreu für das aufgestallte Vieh dienen. „Angereichert“ mit den Exkrementen des Viehs kamen die Plaggen im Frühjahr schichtweise auf die Äcker. So blieb die Fruchtbarkeit der Böden dauerhaft erhalten. Es entstanden die im ganzen nordwestdeutschen Raum verbreiteten Eschfluren, altes Ackerland, das wegen des Plaggenauftrags im Vergleich zum Umland bis zu einem Meter erhöht sein kann.

Kurz vor dem Ziel in Lienen gibt es Balsam für gestresste Wandererfüße. „Schuhe aus“ lautet hier die Devise, denn ein Barfußparcours geleitet uns über Kiesel, Blähton oder Matsch in den hübschen Ortskern mit alten, liebevoll restaurierten Fachwerkhäusern rund um Thieplatz, Kirche und Dorfteich. Und da wir in einem staatlich anerkannten Erholungsort angekommen sind, dürfen wir guten Gewissens die Füße hochlegen und uns eine Erfrischung in einem der zahlreichen Gasthäuser gönnen.

Weiterführende Literatur ist beim Westfälischen Heimatbund zu beziehen: Westfälische Kunststätten Heft 57 „Die evangelische Kirche in Recke“ und Heft 72 „Tecklenburg – Historischer Stadtrundgang“. Ferner Heft 16 der Reihe Technische Kulturdenkmale „Saline Gottesgabe in Rheine“.

„Münsterland zu Fuß“ erscheint als Beilage in der Zeitschrift „Heimatspflege in Westfalen“, herausgegeben vom Westfälischen Heimatbund, Münster. Weitere Informationen dort: Fachbereich Wandern, Stefan Herringslack, Tel.: 0251/203810-15, E-Mail: stefan.herringslack@lwl.org  
Redaktion: Stefan Herringslack